Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 41

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643449

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 7. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbst.

Von Ricarda Huch.

Herbst ist es, siehst du die Blätter fallen?
Nicht wie die Welkenden fromm
Wollen wir beide zu Tode wallen —
Küsse mich, komm!

Wolkenjagd oben in fernen Räumen!
Köstlich und wonnevoll
Ist es, die Perlen vom Wein zu schäumen,
Uebermutstoll.

Aber noch herrlicher ist's zu schlürfen
Alles in einem Zug!
Größeste Fülle, doch dem Bedürfen
Nimmer genug!

Laß uns das weinleere Glas zerschmettern,
Komm von dem Gipfel ins Grab
Gleich unverletzlichen ew'gen Göttern
Lächelnd hinab!

Drei Leben.

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold. 10

Was besonders in England und Belgien künstlerisch Schönes hervorgebracht, wurde zum Schmucke herrschaftlicher Wohnräume, hier war es in den zahlreichen Gemächern zu finden. In allen Stilarten, von allen brauchbaren Holzmaterialien ausgeführt, fand Morner hier Möbel. Getäfelte, gezierte, bemalte Wände umschlossen, je nach dem Stile, die Zimmer und Säle. Auch das von Retten so gepriesene Arbeitszimmer Lydias bekam Morner zu sehen. Der Konzertsaal, mit Marmorwänden, glich einer Moschee, türkische Teppiche bedeckten den Boden, keine Bank, kein Stuhl war zu sehen, nur Kissen, auf denen die Zuhörer sich auf die Teppiche lagern konnten. Selbst eine Orgel fehlt nicht. Lydia bemerkte, als sie den staunenden Arzt betrachtete:

„Dieser Raum vertritt hier die sonst so beliebte Schloßkapelle."

„Herrlich!" antwortete Morner.

„Nun zur Natur zurück."

Lydia hob eine Portiere, um ihren Gast in einen schmalen Gang zu führen, durch den sie in wenigen Schritten auf eine Loggia gelangten, von der man einen geradezu entzückenden Ausblick auf die Gartenanlagen, zwischen dem Nord- und Südflügel, genoß. Dort, wo der Garten wieder eine Mauer mit Steingalerie abschloß, begann der Rasen, der bis zum Seelein führte, an dessen entferntestem Ufer die hohen Tannen standen, darunter Morner schon gesessen. Wo der Park der Villa aufhörte, schloß das Baumrevier der landesherrlichen Residenz an, deren Türme dunkel in den sommerlichen Abendhimmel sich spitzten. Eine schmale Freitreppe, ganz verhängt von wilden Reben, Geißblatt und Efeu, die hier überall rankten und kletterten, führte rechts hinunter in den Garten.

„Sehen Sie, Herr Doktor, hier ist mein buen retiro, hier suche ich zu vergessen, was mir der Tag Unangenehmes bringt."

„Ja, haben Sie denn schon Unangenehmes empfunden?"

„Ah, Sie wähnen, ich sei so eine Märchenprinzeß. Zwar muß ich Sie entschuldigen, denn Sie kennen mein Leben ja noch gar nicht, und was Sie von meiner Vergangenheit wissen mögen, wird falsch genug sein."

Sie standen an der Brüstung der Loggia; Morner mit weit geöffneten Augen, tief Atem holend, weil die Luft hier wahrhaft balsamisch schien.

Lydia lehnte an eine Säule und blickte mit einem Gesicht, aus dem der Uebermut von vorhin verschwunden, in den Garten, wo der Gärtner künstlichen Sprühregen erzeugte, um die Blumen zu erfrischen. So verstrich eine Pause, nach der Lydia wieder begann:

„Vor 28 Jahren, als ich hier geboren wurde, da war ein glücklicher Mensch hier. Mein Vater erzählte es

mir oft, wie unendlich zufrieden er damals hier lebte. Seine Frau, meine Mutter, hatte er aus Liebe geheiratet wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Sie war schön und aus alter, vornehmer Familie, aber arm. Ich glaube, sie liebte meinen Vater nicht sonderlich, obschon er alles tat, um sie glücklich zu machen. Als ich sechs Jahre alt war, kamen wir aufs Schloß Esterberg, denn der Vater war durch den Tod seines Neffen Chef der Familie geworden. Wie Sie vielleicht wissen, sind die Güter des Fideikommisses einträglich. Mein Vater brachte in zehn Jahren ein schönes Vermögen zusammen. Mich erzog er wie einen Sohn. Ich bekam Lehrer, die mich zum Studium vorbereiteten, denn ich war von einer erstaunlichen Wißbegierde und lernte mit Leichtigkeit. Jedes Jahr machte der Vater mit uns große Reisen, mit 16 Jahren hatte ich nicht nur ganz Europa, sondern auch einen Teil von Asien und Afrika bereist. Als ich Siebzehn wurde, starb der Vater plötzlich."

Morner sah, wie Lydia mit dem Schmerz, den ihr die Erinnerung noch jetzt verursachte, kämpfte, doch sie beherrschte sich und fuhr fort:

„Meine Mutter mußte nun den Stammerben der Seitenlinie das Schloß und die Güter abtreten. Sie zog mit mir nach Prag. Kaum war die gesetzliche Frist verstrichen, heiratete sie wieder. Mein Stiefvater wurde der Graf Rewentiera, den ich längst kannte, war er doch oft unser Gast gewesen, als weitläufiger Vetter der Mutter. Ich verhehle nicht, daß ich die Mutter nie innig liebte; denn sie kümmerte sich wenig um mich. Den Vater aber hat keine Tochter so verehrt und geliebt, wie ich meinen Vater! Er war mir der Inbegriff von allem Schönen, Guten, Edlen, Großen gewesen. O, er hatte diese Liebe verdient — er besaß eine Seele wie kein Mensch eine edlere besessen, dazu einen Geist, eine Bildung und den Charakter eines Edelmannes."

Lydia rannen zwei große Tränen auf die Hände, die am Halse an etwas nestelten. Ihre Stimme klang wie erstickt von zurückgedrängtem Schmerze.

„Nie vergab ich meiner Mutter, daß sie sich mit dem Grafen vermählte. Mein Stiefvater wollte mich nun möglichst bald verheiraten, ich aber setzte es durch, daß mich die Mutter in die französische Schweiz in ein Pensionat brachte.

In Genf fand ich nun wieder liebe Menschen, denen ich meine Achtung ganz schenkte. Ich besuchte die Vorlesungen an der dortigen Universität. Um das, was daheim in Prag geschah, kümmerte ich mich nicht. Später erfuhr es alle Welt durch den Prozeß, daß der Graf meine Mutter dazu gebracht hatte, ein Testament zu unterschlagen, das mein Vater vor seinem Tode gemacht hatte. Der Graf wollte die Villa hier verkaufen, denn der Landesfürst bot ihm eine kolossale Summe dafür. Mein Vormund wurde dadurch aufmerksam gemacht, daß die mir rechtlich zukommende Villa durch den Grafen mir sollte entrissen werden. Den Ausgang der Geschichte kennen Sie wohl. Nachdem die Mutter den Tod, den sie gesucht, auch gefunden, nachdem der Graf geflüchtet, wurde ich die Besitzerin der Villa. Da ich aber in Genf meine begonnenen Studien nicht unterbrechen wollte, reiste ich wieder in die Schweiz, wo ich drei Jahre lang blieb.

Durch den Tod meines Vaters und seine Folgen in der Familie empfing ich früh einen nachhaltigen Eindruck. Ich trat ernst, ja fast abgeklärt meine neue Laufbahn an. Nur ein Ideal hatte ich: den Vater. Ich war selbständig, ich konnte in der neuen Lebenslage urteilen, als lebte der Vater noch; so lebten seine Lehren in mir. Er war und blieb mir Vorbild. Seine Erziehung, das fühlte ich, war ein gutes Werk gewesen. Dadurch, daß er mich über vieles aufgeklärt hatte, das sonst einem jungen Mädchen verschwiegen wird, wurde ich vor Schwerem bewahrt. Aber das Leben ist so mannigfaltig, groß, blendend in seiner üppigen Schönheit, daß es auch meine Weisheit nur zu oft hinters Licht führte. Als ich auf großen Reisen mit den verschiedensten Menschen zusammentraf, vergaß ich oft ganz die Vergangenheit und der Strudel der Gegenwart erfaßte mich, riß mich mit sich. In Berlin sammelte ich mich wieder im Kreise vorzüglicher Menschen. Doch, ich weiß nicht, ob ich Sie mit dieser Lebensgeschichte langweile —"

„Baronesse, ich bitte Sie! Ich habe zwar kein Recht, Ihr Vertrauen in so hohem Grade —"

„Nicht, Herr Doktor? Wenn Sie in meinem Hause ein- und ausgehen dürfen, sollen Sie auch die Geschichte der Herrin des Hauses kennen."

„Ich sollte Ihnen nun auch von meiner Vergangenheit erzählen, aber sie war so alltäglich. Ich stamme eben aus einer armen Familie ohne große Traditionen."

„Sie sind zu bescheiden, Herr Doktor. Aber gerade Ihr Leben hat gewiß einen viel gewaltigeren „springenden Punkt" als das meinige."

„Glauben Sie das nicht, Baronesse!"

„Doch, ich behaupte es sogar!"

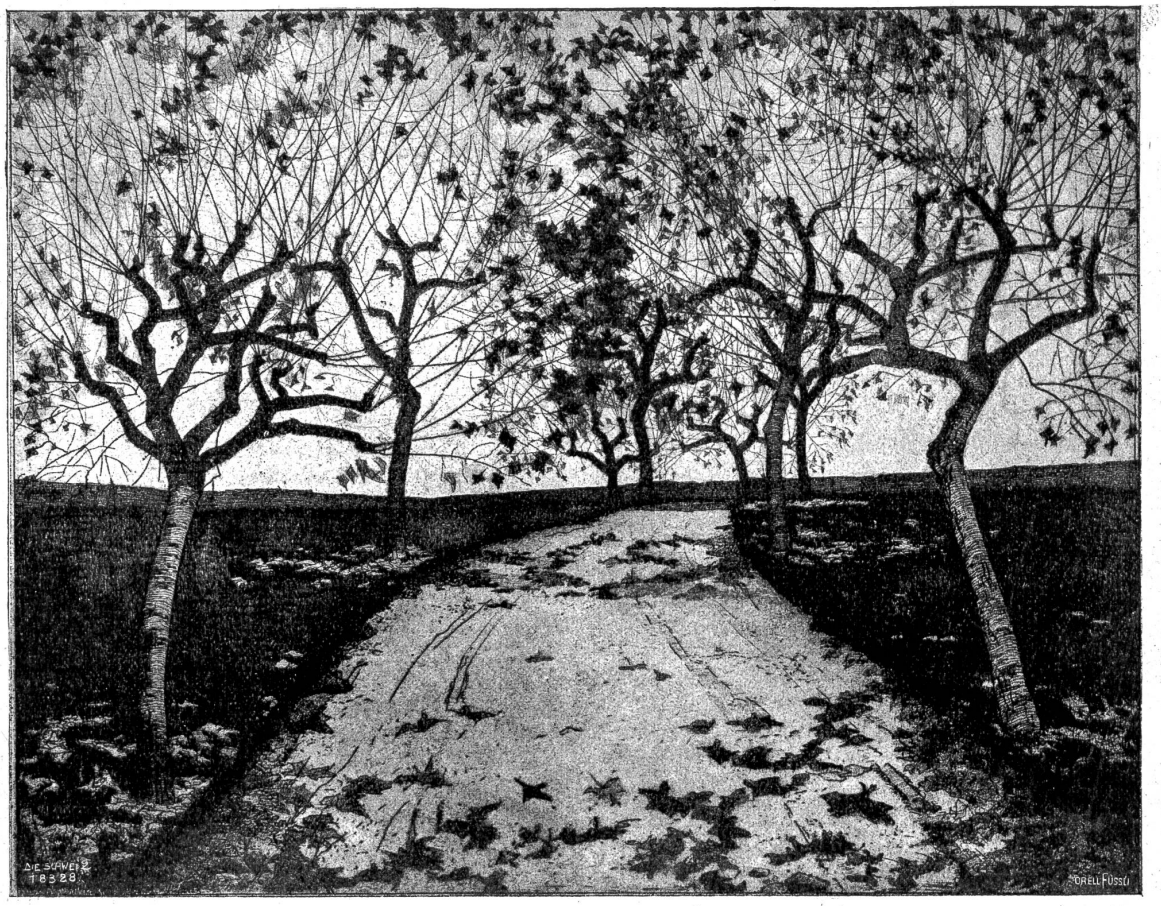
„Mir hat die große Flut fast alles weggespült — die schwärmerischen Jünglingsjahre waren die interessantesten. Das reale Leben riß mich aber aus allen Idealen. Das Studium, die Examina, Reisen als Schiffsarzt, Assistentenjahre an der Klinik — dann die Praxis. Die Ernüchterung kam so früh!"

„Wir müssen eben die Sehnsucht in uns nähren, die Sehnsucht nach dem Großen."

„Ach ja — doch —"

„Sie sagten, die „große Flut" hätte Ihnen fast alles weggespült. In jedem Menschenleben gibt's so eine große Flut. Wir lächeln aber später über den Schmerz des Verlustes, den uns die große Flut brachte. Blicken Sie zurück, wieviel Unangenehmes riß Ihnen die „große Flut" nicht glücklich weg? Bleiben wir wie die Kinder, die mit Karten und Baukasten, mit Sand oder Büchern Türme, Paläste, Städte bauen, die trauern, wenn ein Windstoß ihnen die Herrlichkeit zusammenwirft, aber nicht müde werden, immer neu zu bauen."

Morner schaute hinunter in den Garten, der mit seiner duftenden Pracht so recht das Bild des Reichtums war, dem er hier überall begegnete. Die Rosen, die in Ueppigkeit bis zur Loggia emporrankten, sandten ihren süßen Duft. Drüben standen Baumriesen, die wohl seit mehr als einem Jahrhundert ihre mächtigen Aeste hier breiteten. In der Entfernung segelten auf dem dunkeln Wasser die Schwäne wie weiße Nachen im Abendwind. Lydia be-



Hannah Egger, Bern. **Herbst,** Radierung (1907).

Wenige Techniken der darstellenden Kunst eignen sich in dem Masse zur Wiedergabe von Naturstimmungen wie die Radierung. Der geführte Grabstichel ist aller Nuancen von Hell und Dunkel fähig, verfügt über weiche und herbe Linien, über Kontraste und Auflösungen. Hannah Egger ist die ausgesprochene Künstlerin der Radiernadel; auch im Holzschnitt leistet sie übrigens vorzügliches. Das vorliegende Blatt gibt die kahle Herbheit eines Vorwintertages mit großer Realistik wieder. Die Blätterleichen auf der kalten Straße, die nackten Aeste der Bäume, die wie gekrampfte Glieder in der Luft starren, das Gewirr der dünnen kalten Zweige — dies alles erweckt jene fröstelnde an den Winter mahnende Herbststimmung.

trachtete den Arzt, als wollte sie hinter seiner Stirn die Gedanken lesen. Nach einer Pause brach ihr Gast das Schweigen:

„Von diesem Paradies aus muß es ein schöner Zeitvertreib sein, die Gedanken in die Hölle des Alltags hinter den Stadtmauern zu senden."

Die Baronesse schwieg betroffen. Morner blickte finster, sie wußte nicht, was in der Seele des Mannes vorgehen mochte.

„Sie haben in ihrem Baukasten, den Ihnen der Vater schenkte, schöne Bausteine — Sie bauten keine Kartenhäuser, gnädige Baronesse! Ich begreife es, daß Sie nicht müde werden „zu bauen". — Ja, wenn man nicht als armer Teufel zur Welt kommt, ist es immerhin leichter — ah! zwecklos! zwecklos!"

Er brach seine Rede schroff ab und schien ganz vergessen zu haben, was er als Kavalier der Dame schuldig war. Die teppichbelegte Loggia mit großen Schritten messend, überließ er Lydia, die ihn mit erschrockenem Gesicht betrachtete, ihren Mutmaßungen.

„Ich habe es mir immer gedacht, ich würde schlecht zum Höfling taugen — so bin ich nun einmal. Ich denke eben, daß die Reichen auf ihrem ererbten Besitz gut philosophieren haben — sofern sie zu dieser Gedankentätigkeit überhaupt fähig sind."

Man sah es der Baronesse an, wie sie sich fragte, was ihren Gast bewegen mochte, daß er plötzlich so aufgeregt sich gebärdete. Sie fand aber keinen Grund. Sie hatte geglaubt, ihn besser zu kennen. Morners leidenschaftliches Gebaren kam ihr zu unvermittelt, sie selbst befand sich in einer versöhnlichen Stimmung. Morner gewann aber doch wieder die Beherrschung seiner aufgeregten Seele und mit möglichster Ruhe begann er, als Lydia immer noch schwieg:

„Um mich klar auszudrücken: Der Reiche, ich meine damit denjenigen, dem schon in der Wiege der große Besitz zugefallen ohne sein Zutun, dieser Reiche kann all seine Geisteskraft nur zu dem verwenden, wozu Anlage und Freude ihn treiben. Die groben Sorgen bleiben ihm fern, er lebt in einer Welt, die grundverschieden von der Wirklichkeit ist, in der die große Zahl der Besitzlosen lebt. Bei den Reichen fängt die Philosophie dort an, wo ihnen der materielle Genuß nichts mehr zur Zerstreuung bietet, beim Dürftigen hingegen dreht sich die Weltweisheit um den täglichen Broterwerb. Darum die kolossale Kluft —"

(Fortsetzung folgt.)